

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse
Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
Band: 96 (2002)

Artikel: "Fabrikmässig betriebene Seelenfängerei" - die Bedeutung der Volksmission im Kanton Luzern 1893-1962
Autor: Geiger, Patrick
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Fabrikmässig betriebene Seelenfängerei» – Die Bedeutung der Volksmission im Kanton Luzern 1893–1962

Patrick Geiger

In der katholischen Kirche galt die Volksmission lange Zeit als die wichtigste Form der ausserordentlichen Seelsorge.¹ Dabei zielten andere Geistliche als die regulär in einer Pfarrei tätigen Priester im Abstand von rund zehn Jahren darauf ab, die aktiven Christen in ihrem Glauben zu stärken und passiv gewordene Katholiken für das Leben mit der Kirche zurück zu gewinnen.² Zwar verfolgten auch andere vergleichbare Pastoralformen – wie etwa die Wallfahrt, Exerziten oder religiöse Wochen – diese Ziele, jedoch gelang es keiner bloss annähernd wie der Volksmission, weiteste Kreise einer Pfarrei seelsorgerlich zu erfassen. Wie die damit betrauten Ordenspriester vorgingen und was sie beim gläubigen Katholiken³ tatsächlich bewirkten, versucht der vorliegende Beitrag aufzuzeigen.

¹ Der Autor arbeitet derzeit an einer Dissertation zum Thema: Die Volksmission im Bistum Basel 1893–1962 (Arbeitstitel). Der vorliegende Artikel basiert sowohl auf Ergebnissen der laufenden Forschung als auch auf seiner Freiburger Lizentiatsarbeit: «Rette Deine Seele!» Die Volksmission im Kanton Luzern während der Blütezeit des katholischen Milieus (1920–1950), unpublizierte Lizentiatsarbeit, Freiburg 1997.

² Was die Luzerner Freisinnigen bezüglich einer Volksmission am meisten kritisierten, war in der Regel die Vorgehensweise der Missionare. Sie waren davon überzeugt, dass mittels pathetischen Feierlichkeiten die Herzen der Gläubigen verführt und durch Angst einflössende Predigten deren Verstand übertölpelt wurden. So war von freisinniger Seite immer wieder zu vernehmen, dass anlässlich einer Volksmission «die Seelenfängerei [...] fabrikmässig betrieben» werde, wie dies etwa der *Eidgenosse* am 13. März 1896 im Rahmen des Missionseinsatzes der Einsiedler Benediktiner in Büron kolportierte. Auf dieses Urteil bezieht sich der Ausspruch im Titel.

³ Der Einfachheit und der Eleganz der Sprache wegen erwähne ich im folgenden jeweils nur die männliche Form.

Verhängnisvolle Jesuitenmissionen während der Regeneration

In der Schweiz war die Entwicklung der Volksmission bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eng an das Schicksal der Jesuiten gekoppelt.⁴ Nach seiner Wiederherstellung 1814 nahm sich der Jesuitenorden erneut dieser sinnfälligen Form der Massenpastoral an und trug damit seinen Teil bei zur Wiederbelebung barocker Frömmigkeit während der Restauration.⁵ Die *Gesellschaft Jesu* war allerdings bei ihren Feinden als reaktionärer Arm des Papstes verschrien, weshalb den Volksmissionaren der Jesuiten eine intensive Tätigkeit ausserhalb der West- und Innerschweiz⁶ angesichts staatlicher Restriktionen und persönlicher Vorbehalte aus den Reihen freisinniger Kleriker weitgehend verwehrt blieb.⁷

Im Kanton Luzern war erst nach dem Sturz der freisinnigen Regierung wieder an die Durchführung von Volksmissionen zu denken.⁸ Auf die Initiative des konservativen Bauernführers Joseph

⁴ Zu ihnen gesellten sich zwar ab 1826 Redemptoristen, die kurz zuvor in Freiburg i. Ü. Aufnahme gefunden hatten, doch blieben deren Seelsorgeeinsätze weitgehend auf den Kanton Freiburg beschränkt. Immerhin war es den Liguorianern – wie die Mitglieder dieser Kongregation auch noch genannt wurden – zu verdanken, dass katholische Diaspora-Pfarreien wie Genf, Neuenburg, Bern oder Basel bereits während der Regeneration Volksmissionen durchführen konnten. Vgl. Thomas Landtwing, *Die Redemptoristen in Freiburg in der Schweiz 1811–1847. Ein Beitrag zur engeren Landes- und Kirchengeschichte*, Freiburg i. Ü. 1954, 78f.

⁵ Zur Volksfrömmigkeit im 19. Jahrhundert vgl. in der Schweiz etwa: Victor Conzemius, *Lebensformen des Katholizismus*, in: Lukas Vischer/Lukas Schenker/Rudolf Dellsperger (Hg.): *Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz*, Freiburg/Basel 1998, 246–251; Markus Ries, *Luzerner Kirchenalltag zwischen Restauration und Sonderbund*, in: *Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern*, 16 (1998), 34–42.

⁶ Nebst dem Wallis waren vor allem die Innerschweizer Kantone Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden den Jesuitenmissionen gegenüber am meisten aufgeschlossen. Aber auch in Pfarreien der Kantone Freiburg, Genf, Solothurn und Waadt sowie im Berner Jura wurden solche veranstaltet.

⁷ Vgl. Otto Pfülf, *Die Anfänge der deutschen Provinz der neu erstandenen Gesellschaft Jesu und ihr Wirken in der Schweiz 1805–1847*, Freiburg i. Br. 1922, 323–338.

⁸ Zu den Volksmissionen der Jesuiten im Kanton Luzern in den 1840er Jahren vgl.: Pfülf, *Gesellschaft Jesu*, 335ff.; Ernst Staehelin, *Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart*, Basel 1923, 115f.; Alois Steiner, *Die Jesuitenmission in Grosswangen 1842/44*, in: *Der Geschichtsfreund*, 120 (1967), 95–111; Ferdinand Strobel, *Die Jesuiten und die Schweiz im XIX. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des schwei-*

Leu von Ebersol und seiner Gesinnungsgenossen hin erlebte der Kanton Luzern 1841–1844 eine regelrechte Welle von Jesuitenmissionen, denen sich nur wenige Pfarreien entziehen konnten. In einer zunehmend durch kirchenpolitische Konflikte polarisierten Zeit erregten diese religiösen Massenveranstaltungen verständlicherweise beträchtliches Aufsehen und harsche Kritik weit über die Kantonsgrenze hinaus. Insbesondere die Tatsache, dass die damaligen Volksmissionen nicht allein zur sittlich-religiösen Erneuerung eingesetzt wurden, sondern auch den Boden für die verhängnisvolle Jesuitenberufung von 1844 ebneten sollten,⁹ lastete bis ins 20. Jahrhundert hinein schwer auf dieser Seelsorgeform. Zwar waren aufgrund des Jesuitenverbots durch die Bundesverfassung an und für sich keine weiteren Missionseinsätze von Jesuiten mehr zu befürchten; es sollte sich aber erweisen, dass die Volksmission allgemein bei den Freisinnigen wegen ihres politischen Missbrauchs völlig diskreditiert und als Manipulations- und Verhetzungsinstrumentarium des Ultramontanismus stigmatisiert war.

Staatliche Gängelei der ausserordentlichen Seelsorge

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die freisinnige Obrigkeit, die zwischen 1848 und 1871 die Geschicke des Kantons Luzern bestimmte, als eine ihrer ersten Massnahmen die sogenannten *Missionsvereine*, also die anlässlich der Jesuitenmissionen gegründeten Standesvereine, verbieten liess.¹⁰ Aber auch vermeintlich staatsgefährdende Elemente der Seelsorge, die nicht von den in den Pfarreien ansässigen Geistlichen ausgeübt wurden, erregten den Argwohn der Freisinnigen. Ein Dorn im Auge waren ihnen namentlich die seelsorgerlichen Aushilfen der Kapuzinerpatres, die nur schwierig kontrollierbar und sanktionierbar waren. Folglich verfügte der Regierungsrat in seiner ersten Verordnung überhaupt, dass jeder Kapuziner, der in den kirchlichen Sprengeln Aushilfe leisten wolle, zuvor die staatliche Kompetenzprüfung

zerischen Bundesstaates, Olten/Freiburg i.Br. [1954], 74ff.; ders., Schweizer Jesuitenlexikon, Manuskript, Zürich 1986, 332; Peter Waldburger, Luzern und die Jesuiten 1839–1847, Diss. phil. Zürich, Zürich 1972, 39ff.

⁹ Vgl. Waldburger, Jesuiten, 42f.

¹⁰ Vgl. Rudolf Henggeler, Die kirchlichen Bruderschaften und Zünfte der Inner-schweiz, Einsiedeln 1962, 129ff.

erfolgreich absolvieren müsse. Mit dieser Restriktion, die ursprünglich bloss für die Bewerber um Pfarrfründe gedacht war, wollte man die Berufung von angeblich aufrührerischen Predigern in die drei Kapuzinerklöster Wesemlin (Luzern), Schüpfheim und Sursee verhindern.¹¹

Auch als ab 1855 wider Erwarten da und dort erneut Volksmissionare in Erscheinung traten, verhielt sich die Luzerner Exekutive nicht untätig.¹² 1858 ersuchte sie den Bischof des Bistums Basel, in Zukunft ohne ihr Vorwissen keine Missionen mehr zu bewilligen. Zugleich ordnete die Luzerner Regierung gar die polizeiliche Überwachung zweier Volksmissionen an. Da dort jedoch keine politischen Umtriebe festzustellen waren, begnügte man sich in einem weiteren Fall mit der Warnung an den Pfarrer, dass deswegen niemand von der Arbeit abgehalten und zur Missionsteilnahme genötigt werden dürfe.¹³

Obgleich für die folgenden Jahrzehnte von Seite der Behörden keinerlei staatliche Interventionen mehr festzustellen sind, darbt das Missionswesen zunächst weiter vor sich hin. Vornehmlich während des Kulturkampfes war an die Abhaltung von Volksmissionen in vielen Luzerner Pfarreien überhaupt nicht zu denken; so sind für die 1870er Jahre nur in 5%, für die 1880er Jahre dann in immerhin rund 35% der Pfarrgemeinden Volksmissionen feststellbar. Lediglich für das Jubiläumsjahr 1886 ist eine relativ hohe Anzahl Missionen der Kapuziner verbürgt.¹⁴

¹¹ Vgl. Verordnung über Prüfung der V.V. Kapuziner vom 14. Heumonat 1848, in: Sammlung der Verordnungen, Beschlüsse und Weisungen des Regierungsrates des Kantons Luzern, Bd. 1, Luzern 1860, 7f.; Kirchendepartement LU an P. Alexander, Provinzial der Schweizer Kapuzinerprovinz, [anfangs Aug. 1848], Staatsarchiv Luzern (StALU), AKT 39/78C, Fasz. 2.

¹² Zur Entwicklung der Volksmission der Kapuziner in der Schweiz 1854–1909 vgl.: Innozenz von Schongau, Unsere Volksmissionen, in: St. Fidelis. Stimmen aus der Schweizerischen Kapuzinerprovinz, 3 (1914/15), 91–113 u. 204–229.

¹³ Vgl. Sitzungsprotokoll des Regierungsrats LU am 15.10.1858, 2144.VI, StALU, RR 142, Kopienband 2 17. September – 12. November 1858; Statthalteramt Hochdorf an Polizeidepartement LU am 31. Oktober 1858, Polizeidepartement LU an Regierungsrat LU am 21. November 1858, Polizeidepartement LU an Statthalteramt Sursee am 24. Dezember 1858, Regierungsrat LU an Bischof von Basel am 25.12.1858, in: StALU, AKT 39/6H, Fasz. 1.

¹⁴ Vgl. Innozenz, Volksmissionen, 110ff.

Wendepunkt Fastenmandat 1893

Einen eigentlichen Wendepunkt stellt das 1893 erlassene Fastenmandat des Basler Bischofs Leonhard Haas¹⁵ zur Volksmission dar.¹⁶ Haas, der im Kanton Luzern aufgewachsen und dort als Seelsorger tätig war, verhalf diesem «bewährten Bewahrungs- und Heilmittel» mit seiner nachdrücklichen Empfehlung zum Durchbruch. Er intensivierte damit einen Pastorationsprozess, der in der Stadt Luzern und dessen Agglomeration bis zum Zweiten Vatikanum, auf der Landschaft sogar darüber hinaus andauerte. Im Dezenium nach 1893 wurden in 65 Pfarreien – oder anders ausgedrückt in 80% aller damaligen Luzerner Sprengel – Missionare gerufen.¹⁷ Die eigentliche Blütezeit erlebte dieses Seelsorgeinstitut indes in der Zwischenkriegszeit, wo nahezu jeder Pfarrer der Verpflichtung des 1918 in Kraft getretenen kanonischen Rechts folgte, mindestens alle zehn Jahre in seiner Pfarrei eine Mission abzuhalten. Damit entsprach der Werdegang der Volksmission als seelsorgerische Komponente der katholischen Sondergesellschaft weitgehend den von Urs Altermatt aufgezeigten Entwicklungslinien des katholischen Organisationswesens.¹⁸

Die Volksmissionsorden und deren Eigentümlichkeiten

Dieser beachtliche quantitative Aufschwung wurde durch das erweiterte Angebot an Volksmissionsorden begünstigt. Bis zum Ersten Weltkrieg dominierten zwar die Kapuziner diesen Seelsorgezweig. Ihre führende Rolle machten ihnen aber zusehends andere Orden bzw. Kongregationen streitig. Die Einsiedler Benediktiner, die erst in der Amtszeit des Abts Basilius Oberholzer Volksmissio-

¹⁵ Leonhard Haas (1833–1906), 1888–1906 Bischof des Bistums Basel.

¹⁶ Vgl. Die Volksmission. Fastenmandat Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Leonhard, Bischof von Basel-Lugano für das Jahr 1893, Solothurn 1893.

¹⁷ Diese Zahlen basieren in erster Linie auf den diversen Quellenbeständen, die ich in den Luzerner Pfarrarchiven bearbeitet habe, aber auch auf den Zeitschriften *St. Fidelis* und *Einsiedler Konventglöckli*, worin die Schweizer Kapuziner und die Einsiedler Benediktiner mehrmals pro Jahr über ihre abgehaltenen Volksmissionen Rechenschaft ablegten.

¹⁸ Zur Entwicklung des Milieukatholizismus vgl.: Urs Altermatt, *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2019, 133–180.

nare aussandten,¹⁹ traten erstmals 1879, dann regelmässig ab 1896 im Kanton Luzern in Erscheinung. Die Jesuiten nahmen sich nachweislich ab 1893 erneut ihrem angestammten Arbeitsfeld an. Im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg waren sie aber kaum tätig;²⁰ ihre volle Schaffenskraft entwickelten sie – begünstigt durch ihre jungen Niederlassungen in Basel, Zürich und Bad Schönbrunn ZG – erst ab der Zwischenkriegszeit. Insgesamt sind im Kanton Luzern für den Zeitraum zwischen 1893 und 1962 rund 100 Jesuitenmissionen nachweisbar. Obwohl der Bundesverfassungsartikel, der den Jesuiten jede Tätigkeit in Schule und Kirche verbot, damals volle Geltung besass, provozierte ihre offensichtliche Seelsorgearbeit angeblich keinerlei Gegenmassnahmen der Behörden. Es ist jedoch unklar, wie weit diese überhaupt darüber informiert waren; die Jesuitenmissionen wurden nämlich unter bestimmten Vorsichtsmassnahmen durchgeführt und vermieden tunlichst jegliches Aufsehen. Die Redemptoristen ihrerseits hielten vornehmlich ab Ende der 1920er Jahre,²¹ die Pallottiner und Dominikaner schliesslich erst nach dem Zweiten Weltkrieg Pfarreimissionen ab.

Die auftretenden Orden unterschieden sich bezüglich Kleidung, Auftritt, Predigtweise oder Grad der Feierlichkeit voneinander. So waren die Kapuziner etwa für ihre starke Volksverbundenheit und – wie die Redemptoristen – für ihre ergreifenden Feiern geschätzt, die Benediktinerpatres aus dem Wallfahrtsort Einsiedeln für ihr vornehmes Auftreten sowie ihre massvollen Predigten geachtet, und die Jesuiten für ihre unnachgiebige Strenge und scharfe Logik anerkannt.²² Auch pflegte jeder Volksmissionar – unabhängig von

¹⁹ Einen Überblick über die Tätigkeit der Einsiedler Volksmissionare vermittelt: Viktor Meyerhans, Die Volksmissionen der Einsiedler Patres, in: Maria Einsiedeln, 68 (1962/63), 160–166 u. 204–210.

²⁰ Vor dem Ersten Weltkrieg hielten die Jesuitenpatres sicherlich 1893 in Wolhusen, 1895 in Luthern und Beromünster, 1896 in Nottwil und Vitznau, 1898 in Aesch, Hochdorf und Winikon, 1899 in Geiss, 1901 in Wolhusen und Neudorf Volksmissionen ab.

²¹ Zu den Redemptoristenmissionen in der Deutschschweiz vgl.: Josef Heinzmann, Les missions populaires des rédemptoristes en suisse alémanique (1807–1984), in: Spicilegium Historicum Congregationis Ssmi Redemptoris, 33 (1985), 203–228.

²² So erlebte etwa Emil Achermann die verschiedenen Orden, die nacheinander in Hitzkirch Volksmissionen hielten. Vgl. Emil Achermann, Mein Tal. Jugenderinnerungen. Heimatkundliches und Kulturgeschichtliches aus dem Hitzkirchertal, Hochdorf ²1980, 107f.

seiner Ordenszugehörigkeit – seinen eigenen individuellen Predigtstil, mit dem er sich in der Rhetorik, Theatralik, Stimmgewaltigkeit etc. von anderen Missionären abheben konnte.

Standesmissionen – Ausdruck der «Feminisierung der Religion»

Kein wesentlicher Unterschied zwischen den Orden ist hinsichtlich der Organisation und des Predigtschemas, das bis Mitte des 20. Jahrhunderts in seinem *barocken* Zustand verharrte, auszumachen.

Die Organisationsform einer Volksmission war durch Dauer und Ausprägung der Geschlechtertrennung gekennzeichnet. Im Kanton Luzern kam in der Regel entweder die acht Tage dauernde *Gesamtmission* oder die 15–18-tägige *Standesmission* zur Anwendung. Während sich bei der Gesamtmission die allgemeinen Predigten an alle Gläubigen richteten, wendete man sich bei der Standesmission zunächst drei Tage an die Kinder, dann eine Woche an die Frauen/Jungfrauen und schliesslich acht Tage an die Männer/Jungmänner. Bis zum Ersten Weltkrieg fühlte man sich allgemein dem achttägigen Missionsmodus verpflichtet. Die zweiwöchige Form wurde erst in der Zwischenkriegszeit und zwar vor allem in mittelgrossen und grossen Pfarreien praktiziert. Seit 1930 hielten sich die beiden etwa die Waage.

Mit der zunehmenden Akzentverlagerung auf die Standesmission versprachen sich die Volksmissionare eine bessere Teilnehmerkontrolle und eine angemessene Betreuung der Gläubigen angesichts der zunehmenden Komplexität in der Arbeitswelt. Das Bestreben der Missionare, die Standesmission des weiblichen Geschlechts wenn immer möglich vor derjenigen des männlichen zu legen, war Ausdruck der «Feminisierung der Religion»:²³ Da sich ein Teil der Männerwelt der Missionsteilnahme zu entziehen suchte, hielten die Prediger die betroffenen Ehefrauen und Mütter in der ersten Missionswoche dazu an, ihre religiös lauen Männer und Söhne anschliessend in die Kirche zu schicken. Bezeichnend

²³ Vgl. Irmtraud Götz v. Olenhusen, Die Feminisierung von Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven (Einleitung), in: dies. et al. (Hg.), Frauen unter dem Patriarchat der Kirchen. Katholikinnen und Protestantinnen im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart/Berlin/Köln 1995, 9–21.

für diese Art der Instrumentalisierung des weiblichen Geschlechts ist der Ratschlag eines Jesuitenmissionärs, der dem Pfarrer der Landgemeinde Pfaffnau galt: «Wenn in einer Pfarrei [...] die Gefahr bestünde, dass die Männerwelt zuerst durch die Frauenwelt gewonnen werden müsste, um sie zur Mission zu bewegen, dann wäre also eine vorausgehende Frauenwoche segensreich; denn die gewonnenen Frauen würden die abständigen Männer gut vorbereiten und alarmieren. Ob das in Ihrer Pfarrei der Fall ist, wissen Sie selber am besten. Es käme natürlich nicht auf 2–3 Säufer an!»²⁴

Tiefbewegende Predigten

Den äusseren Rahmen einer Volksmission bildeten in erster Linie eine inhaltlich zusammenhängende Reihe von Predigten und einige wenige aussergewöhnliche Andachtsübungen. Die Verkündigung von der Kanzel herab nahm anlässlich einer Mission einen für die katholische Kirche ungewöhnlich hohen Stellenwert ein – eine liturgische Akzentverschiebung, die einzig dem «sakramentalen Zweck», der Förderung des Sakramentenempfangs, dienen sollte.²⁵ In den mehr als ein Dutzend Predigten, die jedem Katholiken dargeboten wurden, thematisierten die Volksmissionare die verschiedenen «Glaubenswahrheiten». «Wie eine wohlgeordnete Schlachtreihe», verkündete Bischof Haas im oben angesprochenen Fastenmandat mit markigen Worten, «erscheinen alle jene christlichen Wahrheiten, welche die Grundlage des christlichen Lebens bilden, als: Gott, Bestimmung des Menschen, Sünde, Tod, Gericht, Ewigkeit, Himmel und Hölle, Busse, Gnade und Barmherzigkeit, die Gebote, die guten Werke, die Standespflichten, die Nachfolge Christi. [...] Die einen sind Donner und Blitz und erschrecken, die andern wirken wie milder Regen, der keimende Saaten erquickt.»²⁶ Die Prediger drückten darin die tiefe und ernst gemeinte Sorge der katholischen Kirche um das Seelenheil des einzelnen Katholiken

²⁴ P. Theodosius Sialm an Pfarrer Alois Koch am 10.6.1950, Pfarreiarchiv (PfA) Pfaffnau, Schachtel A 130, Fasz. 8.

²⁵ Vgl. F. Schmidt-Clausen, Volksmission, in: Kurt Galling (Hg.): Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Bd. 6, Tübingen 1962, 1476.

²⁶ Haas, Volksmission, 4.

aus und beschworen ihn, von den angebotenen kirchlichen Gnadenmittel unbedingt Gebrauch zu machen.

In der ersten Phase einer Mission dominierte die ernste Bussstimmung, die den Teilnehmer zur Ablegung der Beichte bewegen sollte. Ausgehend vom festen Glauben, dass die Seele des Menschen unsterblich sei, belehrte der Volksmissionar die Gläubigen über die verschiedenen Arten der Sünde, ermahnte sie zur Bekehrung und machte sie auf die Gefahren der Gleichgültigkeit sowie die Konsequenzen des Verharrens in der Sündhaftigkeit aufmerksam. Eine besondere Wirksamkeit versprach man sich von den jeweiligen *Standespredigten*, welche den Kindern, Jungfrauen, Frauen, Jünglingen und Männern die standesspezifischen Pflichten vor Augen führen sollten. Bei dieser Gelegenheit wurden etwa die Jungfrauen beschworen, sich nicht von Leichtsinn, Oberflächlichkeit und sinnlicher Liebe betören zu lassen. Die Frauen wiederum wurden über die Pflichten, Tugenden und Untugenden einer Ehefrau, Hausfrau, Mutter und Witwe unterwiesen. Die Jünglinge indes suchte man bezüglich der Berufswahl und der Grundsätze, welche Freundschaft und Ehe betrafen, zu instruieren. Die Männer letztendlich wurden ermahnt, vom sündhaften Lebenswandel abzulassen und ein Leben nach den Regeln der Kirche zu führen.²⁷

Die Beichttermine wurden vorzugsweise nach den Standespredigten angesetzt, weil diese als probates Mittel zur Einstimmung auf das Buss sakrament betrachtet wurden. Die Missionsbeichte hatte der Gläubige entweder als gewöhnliche Beichte oder als *Generalbeichte* abzulegen. Letztere Form, in der eine, mehrere oder gar alle Beichten des bisherigen Lebens wiederholt werden sollten, war dann zwingend nötig, wenn mindestens eine der bisherigen Beichten ungültig war, d. h. wenn man zuvor ohne ausreichende Gewissenserforschung und Reue gebeichtet, schwere Sünden verschwiegen, längere Zeit in Feindschaft und Hass oder in kirchlich nicht geordneten Lebensverhältnisse gelebt hatte. Ansonsten genügte eine einfache Beichte.²⁸

²⁷ Vgl. Innozenz Hübscher, Die heilige Volksmission. Ein Führer durch die Missionstage für das katholische Volk, Einsiedeln 1926, 23ff.

²⁸ Vgl. Hübscher, Volksmission, 94ff.

Stimmungsvolle Missionsfeiern

In der zweiten Phase der Volksmission rückten die Gnadenmittel der Kirche und das kirchliche Pflichtenheft des Gläubigen in den Vordergrund. Die Prediger unterstrichen die Notwendigkeit des Sakramentenempfangs und die Einhaltung der religiösen Gebote. Diese Gedanken wurden durch emotional berührende Feierlichkeiten untermalt. Sie sollten «das Gemüt erfreuen, die gebeugte Seele aufrichten, dem reumütigen Sünder Vertrauen und Hoffnung einflössen und alle Gutwilligen erbauen und mit heiliger Begeisterung erfüllen».²⁹ Je sinnfälliger die Andachtsübungen gestaltet waren, desto grössere Wirksamkeit versprachen sie. Einen eigentlichen Höhepunkt stellte die *Muttergottesfeier* am Samstag Abend dar.³⁰ Nach Rosenkranz und Predigt zogen die Missionare mit den Ministranten, die alle eine Kerze in der Hand hielten, zum prächtig verzierten Marienbild. Manchmal ergänzt durch andere Kinder, etwa Erstkommunikanten, gruppierten sie sich in gefälliger Art um das Gnadenbild. Es erfolgte die Weihe an Maria. Um beim Gläubigen den erhebenden Eindruck dieser gnadenreichen Zeit noch zu vertiefen, inszenierten bisweilen Missionäre der Kapuziner und Redemptoristen mit Hunderten von Kerzen «ein religiöses Seenachtsfest mit einem Flammenmeer».³¹ So wurden beispielsweise anlässlich der Volksmission anno 1931 in Schongau – einer kleinen, abgelegenen Bauernpfarrei mit ein paar hundert Katholiken – auf einem riesigen Holzgestell, das den ganzen Chor der Kirche ausfüllte, Dutzende von Kerzen platziert und mit Schnüren, die mit Bodenwischse bestrichen waren, miteinander verbunden; einmal von zwei Seiten entzündet, eilten die beiden Feuerschlangen von Kerze zu Kerze das Holzgerüst hinauf und flammten rotbraun in

²⁹ Hübscher, Volksmission, 29f.

³⁰ Da die Ausgestaltung der Feierlichkeiten in der Kompetenz des jeweils tätigen Ordens lag, beziehe ich mich in diesem Abschnitt auf deren Missionszeremoniale. Dabei standen mir die Ausführungen des Kapuziners Innozenz Hübscher, *Unsere Volksmissionen in liturgischer Hinsicht*, in: *St. Fidelis*, 5 (1916/17), 269–278 sowie je ein Merkblatt der Jesuiten (PfA Ebikon, o. Sig.) und der Dominikaner (PfA Rain, A 23) zur Verfügung.

³¹ Hinweis von Rudolf Habermacher, Sursee, im Gespräch am 18. Dezember 1996. Habermacher war 1943–1950 Vikar und 1950–1958 Pfarrer in Flühli LU, 1958–1983 Pfarrer in Ruswil. Diese Ausdrucksweise Habermachers bezieht sich auf die feierliche Inszenierung der Redemptoristen in Flühli LU 1945.

der abgedunkelten Kirche auf.³² Man kann sich ausmalen, wie bewegt und ergriffen der Gläubige von diesem Lichtermeer, das ihm in dieser gewaltigen Form vielleicht zum ersten Mal geboten wurde, gewesen sein musste.

Die Schlussfeier erfolgte in der Regel am Sonntag. Auch diese wurde so feierlich wie nur möglich gestaltet. Sie umfasste in erster Linie die Schlusspredigt, die gemeinsame Erneuerung des Taufgelübdes, die allgemeine Verrichtung des Reueaktes und des Ablassgebetes sowie die Erteilung des päpstlichen Segens. Wie tief ergreifend eine derartige Abschlussfeier sein konnte, veranschaulicht etwa ein Artikel einer Luzerner Lokalzeitung, mit der sie die Berichterstattung über die Volksmission der bekannten Kapuzinerpatres Rufin Steimer und Innozenz Hübscher 1923 in Ruswil abschloss: «Den Höhepunkt der 14-tägigen Volksmission brachte wohl die Schlussfeier vom Sonntag abend. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt und selbst die Gänge waren dicht gefüllt. Andächtig lauschte unser Ohr den Worten eines gottbegnadeten Missionärs, der in seiner Schlusspredigt auf die ewigen Freuden des Himmels hinwies. [...] Dann folgte die Taufgelübde-Erneuerung. Welch' ein bezaubernder Augenblick, Lichtlein an Lichtlein und dann tausend Stimmen: Wir glauben! Ja, wir glauben an Jesus Christus den Sohn des dreieinigen Gottes. – Wir widersagen! – Wir geloben! – Alsdann erteilte der Hochw. Patres den päpstl. Segen. Und wieder sind es tausend Stimmen, die freudig und bewegten Herzens einstimmen in das Lied 'Grosser Gott wir loben dich, Herr wir preisen deine Stärke'. Wuchtig und von Dankbarkeit durchweht zieht der Geist des Erhabenen an uns vorbei.»³³

Hatte der Gläubige nun mindestens fünf Missionspredigten angehört, eine gültige (General-) Beichte abgelegt, und war er anschliessend im Stand der Gnade verharret, hatte er kommuniziert, sein Taufgelübde erneuert und den päpstlichen Segen entgegen genommen, so standen ihm eine reichliche Anzahl Ablässe zu. Nach der Lehre der katholischen Kirche waren ihm damit die so

³² Hinweis von Lambert Moos, Schongau, im Gespräch am 18. Dezember 1996. Moos erlebte als Knabe persönlich die angesprochene Volksmission. Die Kapuziner bedienten sich dieser Technik etwa 1935 in Greppen. Vgl. P. E[delbert]., [Missionsbericht] Greppen, in: St. Fidelis, 22 (1935), 161f.

³³ Anzeiger vom Rottal, 10. November 1923, 3.

genannten «zeitlichen Sündenstrafen» erlassen. Seine «gereinigte» Seele wäre, falls sie von keiner Todsünde belastet war, in jenem Augenblick zur Aufnahme in den Himmel bereit gewesen.

Hoher Partizipationsgrad

Wenden wir uns nun der Fragestellung zu, welchen Erfolg dieses psychologisch geschickt strukturierte Programm von stimmungsvollen Andachtsübungen und aufrüttelnden Predigten zeitigte. Für den Klerus war der Beteiligungsgrad der Pfarrei das wichtigste Beurteilungskriterium. Bezeichnenderweise wurde in vielen verfassten Missionsberichten ein Erfolg oder Misserfolg nach dem zahlenmässigen Aufmarsch der Gemeindemitglieder beurteilt; von der Nachhaltigkeit einer Volksmission hingegen – etwa in Form einer individuellen Erfolgsgeschichte – legte man häufig kein Zeugnis ab. Diese einseitige Wahrnehmung ist Ausdruck eines vorherrschenden quantitativen Verständnisses des Katholizismus: Nicht die Verinnerlichung der Glaubensgrundsätze, sondern das Ausmass des Sakramentenempfangs war in erster Linie Bewertungsgrundlage. Die exakte Teilnehmerzahl eruierte man etwa mit der Zählung der verteilten Hostien oder der abgelegten Beichten. In kleineren Pfarreien waren diese statistischen Erhebungen allerdings unnötig; die soziale Kontrolle war dort ohnehin schon sehr ausgeprägt, wie etwa die Feststellung des Pfarrers von Aesch LU 1931 veranschaulicht: «Die Mission nahm einen guten Verlauf. Doch machten v[on]. Mosen 10% nicht mit, vor allem die Familien W[..]-W[..], ein K[..] B[..], W[..]-F[..] G[..], Frau Stationsvorstand [..]! Auch in Aesch waren es einige wenige. Verblendete!»³⁴

Noch um 1950 hatte der Klerus bezüglich Beteiligung sehr hohe Erwartungen. Der Seelsorger einer Pfarrei mit 1'000–2'000 Seelen etwa betonte einen Monat vor Missionsbeginn: «Wenn nur zehn aus uns die Volksmission vernachlässigen würden, hätte die Mission nicht diesen Erfolg.»³⁵ Es scheint, dass die Erwartungen der Pfarrherren in der Regel nicht enttäuscht wurden. Aus den Mis-

³⁴ Pfarrchronik von Andreas Vetter und Josef Lötscher 1918–1953, 33, PfA Aesch, B 9.1. Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes werden hier Vor- und Nachnamen nicht vollständig genannt.

³⁵ Pfarrblatt Hitzkirch, 1. November 1949.

sionsberichten lässt sich eine starke Frequentierung als Grundtenor ableiten. In einigen Punkten muss man aber differenzieren, vor allem in Bezug auf Zeitraum, Stadt-Land und Geschlecht. Allgemein nahm die Teilnahmebereitschaft ab Mitte des 20. Jahrhunderts ab. Weiter waren die Männer auch während der Volksmission weit weniger konsequente Kirchgänger als die Frauen. Schliesslich liessen sich die Katholiken in der Stadt und Agglomeration Luzern durch Volksmissionen weit weniger begeistern als die Gläubigen auf dem Land: Während vor allem in kleinen Landpfarreien alle oder fast alle mitmachten, schätzte man etwa die Beteiligung in der Luzerner Stadtpfarrei St. Karl 1945 auf lediglich 45% der Frauen und 26% der Männer.³⁶

Ergriffene Teilnehmer

Eine Volksmission war in erster Linie Massenpastoral. Das Ziel, das Gemeindekollektiv geschlossen zum Empfang der Sakramente zu führen, verdeutlicht dies. Dahinter verbargen sich aber jeweils Hunderte, ja sogar Tausende einzelner Individuen. Wie erlebten nun diese eine Volksmission? Wie nahmen sie die Predigten auf?³⁷

Noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts empfand ein gläubiger Katholik eine Volksmission bisweilen als Erleichterung und Neubeginn, aber auch als Bedrohung und Einschüchterung. Als repräsentativ ist wohl folgende Schilderung eines Teilnehmers zu bewerten: «Ich erlebte die Zeit vor, während und nach der Volksmission wie ein reinigendes Gewitter: Zunächst die aufziehenden Gewitterwolken und das ferne Grollen, dann das Entladen des Gewitters mit der damit verbundenen Schutzsuche, mit ein wenig Angst und vereinzelt Hagelkörnern und schliesslich das Aufatmen und die frische Luft nach dem glücklich überstandenen Unwetter.»³⁸

³⁶ Vgl. P. E. B. v. S. [Missionsbericht] Luzern, St. Karl, in: St. Fidelis, 34 (1947), 127.

³⁷ Da hierzu keine schriftliche Quelle Aufschluss geben konnte, musste der Verfasser dieses Beitrags in diesem Abschnitt notgedrungen auf die Aussagen von Interviewten ausweichen.

³⁸ Hinweis von Josef Stirnimann, Rothenburg, im Gespräch am 28. Januar 1997. Mit diesen Metaphern schilderte er seine persönlichen Eindrücke von der Volksmission der Jesuiten 1950 in Wolhusen und von derjenigen der Dominikaner anno 1954 in Rain.

In der Regel nahm der Gläubige die Worte der Volksmissionare widerspruchslös an. Ein Überdenken fand selten statt. Der Prediger stand oben auf der Kanzel, zeigte mit dem Drohfinger nach unten auf den Zuhörer und erzählte ihm mit einer glaubhaften Überzeugungskraft, was er zu tun habe. Man erwartete nichts anderes vom Volksmissionar: Er sollte die reinen «Lebensweisheiten» sprechen, an denen es nichts zu rütteln, an denen es nichts zu deuteln und über die es nichts nachzudenken gab.³⁹ Zu widersprechen wagte man schon deshalb nicht, weil man den Missionaren einen grossen Erfahrungsschatz⁴⁰ und eine ausgesprochen hohe Bildung zugestand;⁴¹ zudem war man von deren Sendungsbewusstsein überzeugt.⁴² Solange man in einem katholischen Milieu lebte, das jeden Lebensbereich eines Gläubigen durchdrang und fremde, anderweitige Einflüsse auf ihn abblockte, fiel es ihm auch schwer, nicht zu glauben.⁴³

Zweifellos darf man davon ausgehen, dass es trotzdem eine nicht unbeträchtliche Anzahl Teilnehmer gab, die zumindest gegenüber gewissen Botschaften der Volksmissionare nicht empfänglich waren und aufmuckten. Manche fühlten sich indes gar nicht angesprochen; so waren nach Predigten zum Beispiel etwa selbstgerechte Sprüche zu vernehmen, wie etwa «dä hed's au de andere wieder gseid».⁴⁴ Katholisch getaufte Freisinnige, die der katholischen Kirche gegenüber oftmals kritisch eingestellt waren, nahmen zwar gewöhnlich an Missionen teil. Ihrer freisinniger Überzeugung tat dies generell aber keinen Abbruch; sie wehrten sich vielmehr vehement gegen jede politische Einflussnahme, auch

³⁹ Hinweis von Josef Stirnimann, Rothenburg.

⁴⁰ Hinweis von Maria Lang, Luzern, im Gespräch am 28. Januar 1997. Sie partizipierte 1954 an der Mission der Redemptoristen in der Pfarrei St. Paul, Luzern.

⁴¹ Hinweis von Käthy Fischer-Vonarburg, Grosswangen, im Gespräch am 31. Dezember 1996. Sie kann sich noch an die dortige Kapuzinermission von 1947, an der ihr Bruder P. Thaddäus als Volksmissionar auftrat, und an diejenige der Jesuiten von 1957 erinnern.

⁴² Zur Volksmission in Entlebuch von 1921 ist im Protokollbuch des Marienvereins (PfA Entlebuch, B 112) folgendes vermerkt: «Die Wärme u. Sinnigkeit der Vorträge verlieh jedem Worte Leben u. man fühlte, wie tief unsere hochw. Herren Missionäre P. Melchior, P. Matthäus u. P. Theodosius von der Grösse und Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen waren.»

⁴³ Vgl. Altermatt, Katholizismus, 160.

⁴⁴ Hinweis von Josef Stirnimann, Rothenburg.

wenn diese von Volksmissionaren ausging. Eine Begebenheit anlässlich der Volksmission in Grosswangen anno 1947 kann in diese Richtung gedeutet werden: Ein so genannter «Spöttler» – wie ein Freisinniger von seinen katholisch-konservativen Mitbürgern etwa abschätzig genannt wurde – hatte den Missionspredigten zugehört und sich vorgenommen, anschliessend in der Sakristei die Generalbeichte bei einem Volksmissionar abzulegen. Dieses Beichtgespräch artete aber in eine derartig lautstarke Auseinandersetzung zwischen den beiden aus, dass ihr Gezänk in der ganze Kirche zu vernehmen war.⁴⁵

Nach der Mission verspürten viele Katholiken den Wegfall des psychischen Drucks, der im Vorfeld und während der Mission erzeugt worden war. Nicht wenige fühlten sich durch diese «Renovation» im Glauben und im Leben von neuem bestärkt.⁴⁶ Auch nach der Meinung der Seelsorger vollzog sich eine derartige ausserordentliche religiöse Übung nicht ohne Auswirkungen auf das Pfarreileben: Man empfand die Arbeit im «pfarreilichen Weinberg» wieder leichter; die Leute waren religiös spürbar aufgeschlossener als zuvor.⁴⁷

Religiöse Dimension: Devotionalienverehrung, Rekonziliationen und Namensgebungen

Auch wenn daran gezweifelt werden darf, ob eine Volksmission bei der breiten Masse einer Pfarrei wirklich eine tiefe und nachhaltige Wirkung gezeitigt hat, ging eine Volksmission bei vielen gläubigen Katholiken nicht einfach spurlos vorbei.

Volksmissionen begünstigten zum einen die Verbreitung und den Gebrauch von Devotionalien. Andachtsgegenstände waren damals aus dem Volkskatholizismus nicht wegzudenken. Diese genossen bei den Katholiken nicht nur eine hohe Wertschätzung, sondern auch eine intensive Verehrung, vor allem dann, wenn sie gesegnet waren. Devotionalien, die man mit sich trug, verhiessen Segen und Wohlergehen.⁴⁸ Besonders beliebt waren die *Helgeli*,

⁴⁵ Hinweis von Käthy Fischer-Vonarburg, Grosswangen.

⁴⁶ Hinweis von Josef Stirnimann, Rothenburg.

⁴⁷ Hinweis von Rudolf Habermacher, Sursee.

⁴⁸ Josef Zihlmann, Volkserzählungen und Bräuche. Handbuch luzernischer Volkskunde, Hitzkirch 1989, 115.

die anlässlich von Volksmissionen verteilt wurden. Diese Andachtsbildchen, die mit einer Abbildung, einem kurzen Gebete und Erfurcht einflössenden Sprüchen versehen waren, legte man in die Gebetsbücher, um sie während des Gottesdienstes zu betrachten oder um sie einfach als Buchzeichen zu benützen. Insbesondere in Kirchengesangbüchern konnten sie über Jahrzehnte hinweg Verwendung finden.

Weil Devotionalien mit einem bedeutenden Segen, dem päpstlichen oder apostolischen Segen, und diversen Ablässen versehen werden konnten, fragten Katholiken solchen Gegenständen in der Missionszeit in besonderem Masse nach. Ein reichliches Angebot an Andachtsgegenständen konnte er etwa in einzelnen Geschäften des Ortes oder an Verkaufsständen im Kirchenareal vorfinden. Nebst Gebetsbüchern, Rosenkränzen, Medaillen oder einem Erinnerungsfoto, auf dem die Missionare und der örtliche Klerus abgebildet waren, bot man immer auch Versehgarnituren feil. Dieses *Verwahrzүүг*, wie man es im Luzerner Volksmund nannte, bestand aus einem Kruzifix, zwei Kerzenstöcken mit Kerzen sowie einem weissen Altartuch für die Kommunion und fand bei der Spendung des Sterbesakramentes Verwendung. Die Versehgarnitur hatte in jedem Haushalt einen besonderen Aufbewahrungsort. Häufig wurde es einem jungen Ehepaar als Geschenk zur Hochzeit überreicht.⁴⁹

Im Gegensatz zur Versehgarnitur, von der ein Exemplar in jedem Haushalt genügte, erwarb früher jeder Katholik an einer Mission ein Sterbekreuz, das er dort zugleich segnen liess. Dieses Holzkreuzchen, das er meistens an der ersten Mission nach der Schulentlassung erworben und an einem gut sichtbaren Ort im Schlafzimmer deponierte,⁵⁰ vergegenwärtigte ihm während des grössten Teiles seines Lebens, dass er bloss ein sterbliches Wesen sei und viel für die Errettung seiner Seele nach seinem Tod unternehmen müsse. Verschied der Gläubige, wurde ihm das Sterbekreuz zusammen mit einem Rosenkranz in die gefalteten Hände gelegt und mit ins Grab gegeben.

⁴⁹ Vgl. Zihlmann, Bräuche, 425.

⁵⁰ Käthy Fischer-Vonarburg, Grosswangen, erwarb ihr erstes Sterbekreuz an der ersten Volksmission nach ihrer Schulentlassung in den 1920er Jahren in Nottwil; sie war damals noch keine 20 Jahre alt. Ein zweites Sterbekreuzchen kaufte sie als verheiratete Frau in Grosswangen. Bis heute liegt das eine Kreuz auf ihrem Nachttisch, das andere hängt neben ihrem Bett an der Wand.

Eine Volksmission konnte aber nicht bloss am Ende eines Lebenszyklus ein signifikantes Zeichen setzen, sondern auch zu dessen Beginn. Gemäss eines alten Brauchs wurden Knaben, die während einer Mission geboren wurden, bisweilen auf den Namen eines Volksmissionars getauft. So kam etwa der Kapuzinerpater Engelbert Durrer während der Volksmission von 1866 in Kerns zur Welt und erhielt deshalb den Vornamen Ephrem – den Professnamen eines anwesenden Missionars.⁵¹ Es existieren Hinweise, dass dieser Brauch auch im Kanton Luzern vereinzelt seine Blüten getrieben hat. In der Pfarrei Hellbühl etwa schenkte man 1894 dem einzigen während der Kapuzinermission geborenen Knaben zusätzlich den Namen eines dort seelsorglich tätigen Volksmissionars. An der betreffenden Stelle notierte der Pfarrherr mit sichtlichem Stolz in das Taufbuch: «In Erinnerung an die erste Volksmission in hier, ein Missionär hiess [nämlich] Edmund.»⁵² Wieso gerade P. Edmund und nicht einer der beiden anderen präsenten Missionäre bei der Namenswahl zu dieser hohen Ehre kam, liess sich leider nicht eruieren.

Eine Volksmission spielte auch bezüglich Rekonziliationen eine nicht unbedeutende Rolle. Es scheint, dass solche offizielle Versöhnungen von mit Kirchenstrafen belegten Katholiken mit der Kirche relativ oft im Rahmen einer Volksmission statt fanden. Die Pfarrgeistlichkeit und die Missionare wollten wohl diese besondere Stimmung beim Schopf packen, um etwa Kirchenaustritte rückgängig zu machen oder nur zivil geschlossene Ehen katholisch zu legalisieren. In Grosswangen beispielsweise war dem damaligen Pfarrherr ein älteres kinderloses Ehepaar schon längere Zeit ein Dorn im Auge. Die seiner Meinung nach hysterische, religiös krankhafte Frau und ihr sehr links freisinnig eingestellter Mann waren 1923 aus der Kirche ausgetreten und hatten trotz jahrelanger intensiver Bemühungen seitens der Pfarrgeistlichkeit an ihrem

⁵¹ Vgl. F.S., [Nekrolog] P. Engelbert Durrer, in: Schweizerische Kirchenzeitung, 19. Januar 1928, 24.

⁵² Vgl. Taufbuch 1876–1938, 47, PfA Hellbühl, HB 2. Laut Innozenz, Volksmissionen, 209 waren 1894 in Hellbühl die drei Kapuzinerpatres Philibert, Eduard und Ephrem tätig, P. Edmund hingegen nicht. Wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung vor: Da laut derselben Quelle P. Eduard in der gleichen Woche in Buttisholz missionierte, ist anzunehmen, dass sich stattdessen wirklich P. Edmund in Hellbühl aufhielt.

Entschluss festgehalten. Die Hoffnungen, die der Pfarrer auf die 1937 durch Einsiedler Benediktiner abzuhaltende Volksmission setzte, sollten schliesslich nicht enttäuscht werden: Anfangs 1938 wurden die auf die Mission hin eingeleiteten Bemühungen durch die formelle Lossprechung von der Exkommunikation gekrönt.⁵³ Ein anderes Beispiel trug sich in der Luzerner Vorortspfarrei Reussbühl zu, in der sich wegen ihrer Nähe zu den Industriebetrieben von Emmenbrücke viele katholische Arbeiter niedergelassen hatten. 1923 konnten dort anlässlich einer Jesuitenmission drei nur zivil geschlossene Ehen «in Ordnung» gebracht werden. In zwei Fällen war die katholische Eheschliessung sofort möglich, weil beide Partner bereits katholisch waren; im dritten Fall verzögerte sich dieses Ansinnen, weil die protestantische Frau zuvor zum katholischen Glauben übertreten wollte.⁵⁴ Auch wenn hier nachweislich eine Konversion durch eine Volksmission eingeleitet wurde, so muss doch betont werden, dass dies sehr selten vorkam. Die Konversion Andersgläubiger war kein erklärtes Ziel einer Volksmission.

Soziale Dimension: Streitschlichtungen, Wiedergutmachungen, aber auch psychische Erkrankungen

Die Volksmission hatte schliesslich auch eine nicht zu unterschätzende soziale Funktion. Laut dem Luzerner Volkskundler Josef Zihlmann, der sich intensiv mit den Bräuchen seines Heimatkantons auseinandersetzte, waren früher offene Feindschaften zwischen Nachbarn, Bekannten und Verwandten an der Tagesordnung. In ländlichen Gegenden des Kantons war etwa der Bauernhass sprichwörtlich; es gab nicht wenige Menschen, die nach Rache sann. Eine Versöhnung war häufig schwierig, brachte man aber gelegentlich an besonderen Anlässen zustande. Während dies in früheren Jahrhunderten nach einer uralten Sitte mit einem Händedruck durch das Fastnachts- oder Johannisfeuer geschah,

⁵³ Vgl. [Pfarrer Josef Bucher] an Generalvikar Bistum Basel am 5. November 1937; Rekonziliation durch Generalvikar Buholzer am 8. Januar 1938, PfA Grosswangen, A 14.22.

⁵⁴ Vgl. [Pfarrer Roman Pfyffer] an Ordinariat des Bistums Basel am 12. März 1923, PfA Reussbühl, o. Sig.

erreichte dies ein Geistlicher in neuerer Zeit vor allem anlässlich einer Mission.⁵⁵

Pfarrmissionen konnten auch die finanzielle Wiedergutmachung von Betrugsdelikten und die persönliche Entschuldigung begangenen Unrechts bewirken. So fasste sich beispielsweise eine Bäuerin nach einer Mission ein Herz, ging zu demjenigen Landwirt, den ihr Gatte in Zusammenhang mit einem Viehhandel betrogen hatte, und zahlte ihm die Deliktsumme zurück.⁵⁶ Dass sich derartige persönliche Läuterungen selbst über Hierarchien hinweg in bäuerlich-ländlichen Pfarreien mit traditionell fest gefügten Gesellschaftsstrukturen zutragen, veranschaulicht ein anderer wahrheitsgetreuer Vorfall: Ein Mann ging auf dem Heimweg von der Kirche auf seinen ehemaligen Angestellten zu, reichte ihm seine Hand, gestand gewisse Vergehen ihm gegenüber ein und fragte, ob er ihm verzeihen könne. Derartige Geschichten, die sich nicht selten nach einer Mission in einer Pfarrei herumgesprochen haben, hinterliessen bei vielen einen tiefen Eindruck.⁵⁷

Manchmal zeitigte eine Volksmission auch negative Auswirkungen. So kam es vor, dass einzelne Katholiken dem psychischen Druck dieser Tage nicht stand hielten und danach Symptome von Geisteskrankheit zeigten. Scheinbar zerbrachen insbesondere einzelne Frauen am aufgesetzten Druck hinsichtlich moralischer Fragen. Der Ebikoner Pfarrer Alois Küng hielt etwa 1944 fest, dass «Fräulein V. [...] seit der Mission etwas geistesgestört [sei]. Es hat angefangen beim Kommunizieren gegen Ende der Mission.»⁵⁸ Nicht ohne Grund hatten etwa die Jesuiten in ihrem Merkblatt die Pfarrherren aufgefordert, ängstliche, nervenschwache und «gemütskranke» Personen möge man von gewissen Predigten fernhalten.⁵⁹

⁵⁵ Vgl. Zihlmann, Bräuche, 152.

⁵⁶ Hinweis von Josef Stirnimann, Rothenburg.

⁵⁷ Hinweis von Josef Stirnimann, Rothenburg.

⁵⁸ Stenographische Notizen von Alois Küng, Pfarrer in Ebikon 1942–1966, transkribiert durch Pfarrer Otto Purtschert, Ebikon, PfA Ebikon, o. Sig. Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wird hier Vor- und Nachname nicht vollständig genannt.

⁵⁹ Vgl. Bemerkungen zu den Volksmissionen, PfA Gerliswil, o. Sig.

Fazit

Die gelungene Verquickung von tief schürfenden Predigten und sinnfälligen Andachtsübungen war das eigentliche Erfolgsrezept der Volksmission. Ihre periodische Sogwirkung konnte eine ganze Pfarrei erfassen. Sowohl der Brauch, Knaben nach den Namen von Volksmissionaren zu benennen, als auch der ausgeübte psychische Druck, an dem einzelne Gläubige zerbrachen, illustrieren sehr eindrücklich, wie tief die katholische Kirche mit dieser Art von Seelsorge in die Privatsphäre eines Katholiken eindringen konnte. Allerdings darf man die Bedeutung der Volksmission auch nicht überschätzen: Der angeschlagene 10-Jahres-Rhythmus war zu hoch, um insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg und in städtischen Pfarreien eine tiefe und nachhaltige Wirkung zu erzielen. Die gesellschaftlichen Umbrüche setzten ihr stark zu. Die Missionsorden versuchten zwar mit neuen Methoden darauf zu reagieren, doch die wachsende Abneigung gegen diese bisweilen autoritär-repressive Pastoralform, die verstärkte Konkurrenz durch allerlei religiöse Wochen sowie die wachsende Mobilität und Flexibilität in der Arbeitswelt setzten diesem Relikt barocker Frömmigkeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ein jähes Ende.